

G l a u b e i n e i n e r w e l t l i c h e n W e l t .

Reinhold Schneider: WINTER IN WIEN

Rudolf Plott

Sterbliche Gedanken soll
der Sterbliche hegen,
nicht unsterbliche der
Sterbliche (Epicharmus)

Das Jahr 1995 ist in vielen Ländern der nördlichen Hemisphäre das Jahr reflektierender Erinnerung an den völkermordenden Krieg. Gedächtnisse und Foren werden gehalten, Veröffentlichungen suchen Antwort auf dieses unbegreifliche Tun von Menschen an Menschen. "Es war eine Barbarisierung des Krieges, vergleichbar dem Dreißigjährigen Krieg," bekennt H. Schmidt während eines Gespräches, und er fährt fort: "Die Gefährdungen durch totalisierte Ideologien bestehen auch heute und morgen, auch in diesem Lande. Die können wieder auftreten: die Bereitschaft, an irgendwelche Heilslehren zu glauben, das angemäße Bewußtsein der Elitezugehörigkeit und ebenso die Verbindung von Idealismus und Bereitschaft zur Gewalt." (Die Zeit, 3. März 1995)

Vor 50 Jahren schon hat Reinhold Schneider als "Schriftsteller in dieser Zeit" und auch bewußt als "christlicher Schriftsteller" in seinen letzten Arbeiten versucht, Antwort zu geben auf die Fragen der Geschichte nach der Verantwortlichkeit für die Verwaltung der Macht, nach der Schuldhaftigkeit des Geistes und nach der Möglichkeit des Friedens in dieser Welt.

Es sind dies nicht neue Themen für Reinhold Schneider. Bereits

in seinen großen Geschichtsromanen "Camoës", "Philipp II.", "Das Inselreich" erscheint das Wort "Macht" in den Verbindungen mit "Untergang und Vollendung", "Religion" und "Gesetz und Größe", so die schillernde Vielfalt der die Geschichte der Menschheit bewegenden Macht skizzierend.

R.Schneiders Antworten sind in der Formulierung zwar je verschieden, aber sie sind konsonant darin, daß sie die Vorläufigkeit der irdischen Macht und ihres Glanzes erkennen. Irdische Macht steht immer unter dem Gericht, das Aufruf zur Tat, zum Mitwirken am Heil durch stete Entscheidung und Bewährung ist.

Philipp II. stellte seine Macht ganz in den Dienst der Religion und er läßt die Feinde des katholischen Glaubens über seine Absichten nicht in Zweifel. Der König ist völlig sicher, das Rechte zu tun. Die "katholische Wahrheit" bleibt gegen alle Widermacht bestehen, "wie eine letzte Felsenzacke über der Flut, die den sicheren Grund verrät. Auch der offenen Feindschaft einer Lehre, die schon falsch ist, weil sie eine andere ist, wird Philipp bereit sein, sich zu stellen." (p.55) Jedoch die Wahrheit, für die Philipp eintritt, hindert ihn nicht daran, unredlich gegen seine Gegner zu handeln, eine Haltung, die für Reinhold Schneider unvereinbar ist mit seinem Begriff der Wahrhaftigkeit, die die Wahrheit durch die Tat bezeugt. Wahrhaftigkeit jedoch läßt sich nicht manipulieren.

In der Geschichte des "Inselreiches" wird der Kampf zwischen Macht und Glauben sichtbar, in dem die Macht überlegen scheint aber an dessen Ende das ausfahrende Schiff über der Fahne Englands die Fahne des Abendlandes führt.

Mit "Las Casas", so schrieb R. Schneider an Jochen Klepper, werde er "alles gesagt haben, was (er) über die Aufgabe der Völker und die Ausbreitung des Reiches zu sagen vermag." (CK p.149)

Dieses kürzere Werk ist Ausdruck seines Protestes gegen die Judenverfolgung im Nazideutschland, sein Dienst an der Zeit als Schriftsteller. Er zeigt darin die Schuld auch der Christen, die Schuld Europas auf, ist jedoch überzeugt, daß "aus aller Schuld ... Gnade werden kann." (LC p.245) Wie Las Casas leidet auch er selbst unter der Diskrepanz zwischen der Wahrheit der Lehre des Herrn und unserem ihr widersprechenden Tun. "Ich habe sie fluchen hören, denen ich das Evangelium der Liebe gepredigt hatte, und ratlos mit angesehen, daß Sterbende das Sakrament verweigerten, um nicht in das Paradies der Spanier zu kommen", läßt er Las Casas bezeugen. (LC p.228) Die Verbrechen, die in den Ländern Südamerikas geschahen, sind im Namen Christi begangen worden. Aber die Berufung auf das Absolute, auf den letzten Wert, muß der menschlichen Handlung noch keine moralische Qualität geben. Diese Gebrochenheit der Beziehung von Religion und Tat, von Religion und Macht ist die eigentliche Mitte von R. Scheiders Überlegungen zur Schuldfrage. In "Las Casas" mißbraucht die Macht offen die Religion, was ein Widerspruch ist, weil jede Macht nur Teil der Allmacht des Herrn sein kann, also vom Menschen nicht besessen werden kann und ihn nicht besitzen darf. Nur der Freie, der unter seinem Gewissen steht, wird ihr gerecht. Der rechte Verwalter der Macht unterstellt sich der Allmacht Gottes, auch in der Kirche. Nur die Bindung an Gottes Allmacht vermag die menschliche Machtausübung von der Hybris des Machtwahns zu bewahren. Für Christen wie Nichtchristen ist das Gewissen Richtschnur allen sittlichen Tuns, Instanz eigener Verantwortung. Nach dem Spruch des Gewissens richtet sich Schuld und Sühne des verantwortungsvollen Menschen.

Der Glaube an den Geist und die ihm überantwortete Wahrheit sind es, die Reinhold Schneider auch nach dem Krieg die Kraft

gaben, den Untergang fruchtbar zu machen. Gegen den Trend der Zeit, dem sich auch viele in der Kirche nicht entgegenstellten, setzt sich Reinhold Schneider in Zeitschriften auch des damaligen kommunistischen Deutschland, für den Frieden ein, indem er sich klar gegen die Aufstellung einer Wehrmacht ausspricht und verliert dadurch viele seiner Freunde. Er wird von seiner Kirche, für deren Gläubige er während des Naziregimes unter Einsatz seiner Freiheit geschrieben und gesprochen hat, mißverstanden, verleugnet und verworfen. Es sind für den Schriftsteller Jahre unter dem Kreuz, die seinem körperlichen Leiden die Qualen der Einsamkeit hinzufügen.

Gibt es eine Christliche Dichtung?

In dem Aufsatz "Der Dichter vor der heraufziehenden Zeit" vom 18.3.1946 legt R.Schneider eine Beschreibung der Aufgabe des Dichters und der Kunst vor, die er für sich selbst in Anspruch genommen hat, die er als seinen Auftrag für seine Zeit erkannt hat. Da der Künstler von der jeweiligen Zeit seinen Gegenstand der Gestaltung, Gegenstand im geistigen Sinne, angeboten bekommt, ist die Kunst nicht "zeitlos". "Alles geht darum, welche Werte im Künstler der Zeit begegnen, vermöge welchen Lebensgehaltes er die Zeit durchmächtigt, als Gestalter besteht und überwindet."

Vom Dichter verlangt er "ein Ethos besonderer Art", das einmal die Reinheit des in sich ruhenden Werkes gebietet, dann die Reinheit der von der Persönlichkeit getragenen und vertretenen Absicht. "Das Gewissen des Künstlers darf nicht ruhen, solange er der Vollendung seiner Aussage noch näher kommen kann, als er schon ist: dieses künstlerische Gewissen sollte so streng, so schmerzhaft sein wie das sittliche. Dieses zweite aber stellt

das Werk des Geistes in die Welt und Zeit; es ist sich bewußt der ungeheuren Verantwortung des Geistes, der durch die Macht der Bilder Seelen gewinnen, erheben oder verderben kann und... einen Einfluß auf geschichtliche Vorgänge von furchtbarer Bedeutung erreichen kann."(DZ p.221)

Was der Dichter fühlt und denkt muß im Zusammenhang echter Ordnung stehen, wenn es ausgesprochen werden soll. Der Künstler "muß wissen, daß er, sobald er den Bereich der Kunst betritt, unter ein Gesetz fällt, das ihn mitverantwortlich macht für den Lebensinhalt, das Denken und Tun der Menschen und Völker seiner oder der ihr folgenden Zeit."(ibid.p.222) R. Schneider stellte genau so wie an sich selbst, hohe Forderungen an die sittliche Persönlichkeit des Künstlers, besonders des Dichters. Denn ihm "ist das Wort auferlegt, das die Blicke der Menschen emporlenkt und ihnen Bilder deutet, auf daß die Zeit ausgekauft werde." Es geht R. Schneider darum, das Wirken des Geistes in seiner geschichtlichen Berufung, der Gestaltung erfahrener Geschichte, wieder zur Geltung zu bringen. Sich nicht müden Herzens der Sprache seiner Leiden überlassen, sich nicht von den Mächten des Widersachers verskalven lassen nach der Gewohnheit derer, "die da meinen zu glauben und nicht wissen, daß sie ihren Glauben längst verloren haben, weil sie sich nicht genötigt fühlten, ihn wieder zu erringen," (ibid.p.225) das ist Berufung des Dichters. Kunst ist nie ohne Hoffnung."Wo echte Kunst nach einem Ungewitter der Geschichte erscheint, da ist Hoffnung." (ibid.p.226)

Kunst bejaht die Schöpfung, die Würde des Menschen, und nur die an das Göttliche im Menschen glauben, können das Wort und die Verheißung der Erlösung empfangen. Der Dichter soll den Menschen ansprechen um des Göttlichen willen, das in ihm ist, wie furchtbar der Mensch sich auch an ihm versündigt hat." (ibid.p.227)

Er soll mithelfen, daß der Mensch werde, was er sein soll nach Gottes Willen: Ebenbild des Erstlings der Schöpfung, Christi Bruder, nicht nur ein Gewächs der Erde, "angewiesen darauf, daß ein Mächtiger der Erde oder ein Staat ihm den Stempel einer Nützlichkeit, eines Dienstes aufprägt." (ibid.) Diese Wahrheit vom Menschen und seiner Bestimmung ist nicht eine, die immer gern gehört wird. Aber sie zu verkünden ist Gewissensauftrag des Künstlers, des Dichters und niemand kann ihn dieser Pflicht entbinden. Diese Verkündigung ist nicht Anklage, sondern es kommt darauf an, daß das Wort des Dichters die in ihrer Schuld befangene Welt dem eigenen Gewissen übergibt. Dieses Gewissen ist die Stimme der Liebe Gottes in uns. In diesem Sinne auch ist des Dichters Thema die Zeit des Menschen vor Gott, und der sich daraus ergebende Konflikt zwischen dieser Wahrheit und "der Welt", die auf ihre Weise die Macht in dieser Welt verwaltet.

Der Dichter erlebt den Zusammenstoß dieser Mächte in seinem Innern und ist so gehalten, sich selbst zu richten, Abrechnung zu halten mit sich selbst.

Diese Beschreibung des christlichen Dichters und seines Auftrags oder seiner Berufung wiederholt R. Schneider mit sehr geringen Abwandlungen in einigen seiner Aufsätze, die sich mit dem Thema "christliche Dichtung" in irgendeiner Form befassen. So schreibt er in einem kurzen Aufsatz am 19.1.1951: "Die christliche Dichtung ist wohl Verkörperung der Wahrheit, aber in streitbarer Gestalt; je mehr sich die Zeit dem großen Abfall nähert, um so stärker muß das aggressive, polemische Element werden.

Christentum bedeutet keineswegs Harmonie, wohl aber Frieden des Geistes, über den die Wahrheit gekommen ist und der sich an ihr immer wieder erfahren muß. Dieser Geist ist in die Welt und die Zeit gesendet, um zu kämpfen." (CD p.428)

R. Schneider erlebt seine Zeit als Herausforderung an diesen christlichen Geist. Es geht darum, "daß die Wahrheit bezeugt wird in der Gestaltung, darum, daß das christliche Weltbild sich als Wahrheit gegenüber der Geschichte kundtut, daß der tragische Widerspruch zwischen Welt und Wahrheit im Geist ausgetragen wird." (ibid.p.430) Er beklagt, daß die literarische, auch die christliche Kritik für eine Haltung kein Verständnis aufbringt, die "das Gewissen über die Kunst setzen muß, das Seelenheil über das Werk." R. Schneider will durch eine solche Haltung das Gesetz der Kunst keineswegs einschränken. "Im Gegenteil, es wird verstärkt: dient die Kunst der Verherrlichung Gottes und der Wahrheit, so kann sie ihren Dienst nur tun, wenn sie in sich voll endet ist. Aber der Bereich der Verantwortung, von dem sie getragen wird, greift weit hinaus über den Bereich der Kunst." (ibid.p.431)

Für R. Schneider sind solche Gedanken selbstverständlich. Ein Christ kann nicht reden, als ob er kein Christ wäre. Und will man eine Kunstanschauung von ihm, so kann es nur eine christliche sein. Es bedarf keiner Widerlegung der ihm entgegenstehenden Ansicht, sondern er hat einfach da zu sein, und seinen Glauben unter Beweis zu stellen durch seine Gestalt und seine Gestaltung. Zum Wesen des Künstlers gehört es, daß er der Zeit voraus ist - nicht so sehr als Mensch sondern im Augenblick der Gestaltung. Das kann ihn in Gegensatz bringen zu den bestehenden Formen und der Verkündigung auch z.B. der Kirche, eine Erfahrung, die R. Schneider schmerzhaft gemacht hat. Aber "es gehört zur Aufgabe des christlichen Dichters, zu zeigen, daß diese Freiheit in der Kirche ist", die aus dem Geist Christi in der Zeit und in der Bindung an ihn geboren ist. (ibid.p.431)

In einem Vortrag (Der Bildungsauftrag des christlichen Dich-

ters vom 9.9.1953) beantwortet R. Schneider die Frage, ob es eine christliche Dichtung gebe mit der Frage, ob es Dichter gibt, die an Christus glauben. Wenn es sie gibt, gibt es eine christlich Dichtung, die allerdings nicht "Verkündigung" sein muß, oder gar sein soll, weil der Glaube das Ganze des Menschen, seines Denkens, Willens und Fühlens fordert. "Der nur glaubt wirklich, der eher aufhören kann zu atmen als zu glauben. Der Glaube spricht den unteilbaren Menschen an... und wenn Glaube da ist und mächtig, so fließt er in die Dichtung ein; in der Dichtung vermählt sich ja ein von Oben Gekommenes mit der gestaltenden Kraft, dem gesamten Lebensgehalt eines in Zeit und Geschichte stehenden Menschen." (ibid.p.434) Damit aber ist auch christliche Dichtung immer nur Fragment "Baustätte ungebauter Dome, zertrümmerndes Mal ungestaltbarer Vision, brechende Brücke, Pfeiler im Strom, geborstene Säule. Die Trümmer weisen auf den, der kommen wird unter Aufhebung der Zeit; sie nehmen das Zerbrechen der Erde voraus. So werden sie zu Zeugen der Wahrheit", apokalyptisches Element christlicher Dichtung. (ibid.p.455)

Ist Reinhold Schneider ein christlicher Schriftsteller?

Daß er "nichts zum ewigen Vorrat deutscher Poesie beigetragen hat, nichts zum Kronschatz weniger unzerstörbarer Gedichte, die sind, auch wenn sie nicht mehr zu sein scheinen," hat er selbst in dem Streitgespräch mit Gotfried Benn im Kölner Funkhaus am 15.11.1955 bekannt, und hinzugefügt, "ich bin ganz zufrieden damit, ein Schriftsteller in dieser Zeit zu sein, wenn es möglich ist, ein christlicher Schriftsteller". (SDL p.279) Das zu sein, sah er als seine Berufung an, und dafür hat er gelebt.

Besonders in der Zeit des Krieges und in den Nachkriegsjahren

aber eigentlich schon mit "Las Casas" nimmt das Künstlerische die zweite Stelle im Werk des Schriftstellers ein. Er will zuerst Stimme sein, mahnende, tröstende, helfende Stimme in Zeiten der Not und des Zweifels. Er prüft alles Tun in seinem Verhältnis zur Wahrhaftigkeit. "Wir müssen in der Zeit einen jeden Gedanken fragen, ob er den Mut hat, gelebt zu werden, das heißt auf die Bühne der Geschichte zu treten und sich auf ihr zu verantworten." (Erbe im Feuer, p.28) In der Welt soll der Christ Jesu Leben und Tat bezeugen durch sein eigenes Leben - in der Tat des Friedens und der Liebe. Wo dieses Zeugnis geschieht, da herrscht der Geist Christi, auch wenn es z.B. in Indien geschieht, von einem Nichtchristen wie es Gandhi war. Diese Form des "radikalen" Christentums (von radix=die Wurzel), die nicht nur in der Kirche zu finden sein muß, hat R. Schneider gerade auch von seiner Kirche Kritik eingetragen. Doch hat seine Wahrhaftigkeit die Ignoranz und das Befremden einiger, wenn auch nicht aller, überwinden können.

In seinem Vortrag in Köln umschreibt er das Wort "Dichtung": "Dichtung ist die zur Gestaltung erhobene, an das Gemüt sich wendende Aussage oder Vergegenwärtigung eines Innern durch das Wort. Wenn nun dieses Innere erfüllt ist von der Überzeugung, daß Christus König und Erlöser ist, König in einem tief widersprüchlichen Sinn, der keineswegs mit politischen Vorstellungen etwas zu tun hat, auch wenn sie klerikaltheologischer Prägung sind, dann entsteht vielleicht ein christliches Gedicht." (SDL p.283) Es ist "doch immer möglich, daß ein Künstler heute erfüllt ist vom Christentum, dieser tragischen Wahrheit, die nur deshalb nicht sterben kann, weil ihre Agonie nicht endet, die deshalb nicht endgültig besiegt werden kann, weil sie innerhalb der Geschichte immerfort unterliegt, die nichts ist als ein Nach-Ster-

ben, und dieses als Leben verstanden, die unsterbliche Frage: Wo ist das Reich Gottes? Und die Erschütterung über die Antwort: In euch. In dir." (ibid.p.286) Der christliche Dichter weiß, daß er der Welt in einem wesentlichen Grade nicht helfen kann. Er ändert auch nicht den Menschen. Aber er kann ihn vielleicht durch sein Wort soweit bewegen, daß er empfänglich wird für das andere Wort "aus den Himmeln". Wie G. Benn weiß auch R. Schneider, daß weder er noch ein Dichter, die Menschen ändern können, aber "wir hoffen, daß EIN ANDERER es vollbringt." (ibid.p.287)

Der Dichter ist Zeuge aus seiner Existenz für diese Hoffnung. In einer christlichen Welt ist "die Frage nach der Wirkung seines Werkes eine unchristliche Frage, Kants kategorischer Imperativ eine echt christliche Konzeption. Es geht nur um das Soll: in der Ethik, im Christentum, in der Kunst. ... Nur die Küsten des christlichen Kontinents sind gesellig, besiedelt und bepflanzt. Im Innern flimmern und glühen die Wüsten, die von spanischen Mystikern durchquert und beschrieben worden sind. Vielleicht besteht ein christlicher Dichter diese Stunde, wenn er einigen wenigen ans Herz rührt mit einer Frage, auf die niemand antworten kann als Gott. Das gilt auch dann, wenn der Dichter keine Hoffnung auf Antwort hat," beschließt er seinen Vortrag. (ibid.p.289)

Winter in Wien

Im November 1957, im stummen "Wirbel herbstlicher Blätter" (WW p.7) besucht R. Schneider zum zweiten Mal die Stadt, die zu betreten er sich immer gescheut hat. Es geht ihm bei diesem Besuch nicht "um einen Austausch mit dem unauslotbaren Phänomen Wien, sondern um ein Hören, Empfangen, um die lernende Existenz in die-

ser Stadt." (ibid. p.8)

R. Schneider, der sein Leben als Teilnahme an der Geschichte versteht, will hier noch einmal der Zeit begegnen, "die ganz und gar das persönliche Leben ist, Umkreis und Inhalt. Welche Torheit, über sie hinwegzustreben, statt immer tiefer in sie hinein! Auf jedem Schritt und Tritt also erfahren wir die Zeit, und gerade vor verlassenen Palästen, auf Schlachtfeldern, von denen der Ruhm Abschied nimmt, in Kirchen, die sich nicht mehr füllen, das heißt: im Geschichtsraum, dessen Torwart die Zeit ist. Die Alten wußten: Das Wesen eines jeden Tages ist ein und dasselbe. Des Menschen paradoxes Wesen ist: Partizipation an Geschichte, seine Aufgabe: mitspielender Zuschauer zu sein." (ibid.p.8)

Bereits auf den ersten zwei Seiten klingen die Themen an, über die R. Schneider in dem Kafeehaus, im Beisel, nachsinnen, über die er mit Freunden sprechen wird und die ihm in den Zeichen der Geschichte in dieser Stadt ansprechen und fragen werden.

Die Formulierungen seiner versuchten Antworten werden für einige seiner alten Freunde unverständlich klingen. Der selbst vielen Menschen Trost und Antwort auf ihre Fragen und Zweifel gegeben hat, ist selbst nicht zu fesseln von dem "religiösen Lehrstück" Claudels (Das Buch von Christoph Columbus). "Es ist fatal, wenn ein Dichter soviel weiß wie Gott; wenn er sich auf das Geheimnis der Geschichte, auf das Mysterium der Fügung versteht. Denn es ist dann kaum mehr ein Schritt zur Banalität. Was entschleierte werden soll, zieht sich zurück," reflektiert er, nachdem er das Burgtheater verlassen hat; bevor die Vorstellung zu Ende ist. Er muß wohl an sein eigenes Werk (Las Casas) gedacht haben, wenn sich etwas in ihm sträubt gegen diese "fromme Geschichtsooper", die wohl kaum die Gläubigen bewegen wird, auch wenn demonstriert werden soll, "wie geschickt Gott gerade auf

krummen Linien schreibt. ...Das ist nicht zu ertragen, daß die blutgierigen Götter unverständlicher Völker als klappernde Gespenster agieren: sie waren mehr. Und wenn sie nur Phantasmen der Sehnsucht gewesen wären, so sollten sie uns ehrwürdig sein, Zeichen der Sehnsucht des Menschen über den Menschen hinaus." (ibid.p.13) R. Schneiders Gespür für Wahrhaftigkeit läßt sich nicht täuschen. Er spürt aber auch, daß in ihm ein Wandel geschehen ist, und er bekennt, daß er am liebsten die Wandlung verbergen möchte, "die seit einigen Jahren unter der Entschleierung gewisser düsterer Perspektiven in mir in Gang gekommen ist. Die Menschen guten Willens sehen in mir den, der ich war, als mein Name da und dort genannt wurde, um die Zeit also, da ich mich in religiösem Sanitätsdienst bemühte und mich keineswegs schämte, ein bißchen literarisches Ansehen - und literarischen Hochmut - durch die Veröffentlichung von Traktaten zu beeinträchtigen." (ibid.p.31)

Was ist seit damals geschehen? Vielleicht geben die letzten Seiten aus dem Wiener Tagbuch einen Hinweis. R. Schneider besuchte das Heeresgeschichtliche Museum. Beim Gang durch die Säle erlebt er noch einmal die Geschichte der Kriege, die Menschheitsgeschichte, die durch sie, durch Leid und "soldatische Ehre" vorangetrieben worden ist. "All die ruhmreichen Fahnen verkünden die Greuel des Verendens und der Verwesung. Schlacht, wie sie hier sich bekundet von Montecuccoli und Wallenstein bis Radetzky, von der Raab über Leipzig und Solferino bis zum zweiten Custoza, ist und war ein Rausch: ein Außersichsein, Blutfest des Hasses, Hochzeit der Männer in Todeslust, unter dem dumpfen Rhythmus der Kesselpauken, dem aufreizenden Schmettern der Trompeten.... Etwas Bestürzendes geht von diesen Hallen aus. Was soll die Jugend, die hindurchgeführt wird, von ihnen empfangen? Lie-

be zum Erbe, Ehrfurcht gewiß, Bilder der Zucht. Aber es gibt keinen Fortgang des hier Gebotenen mehr; von all diesen Schlachtfeldern führt keine Brücke in die Vernichtungszone, vor der wir zittern... wenn das Grauensvolle nicht geschehen soll, so muß Geschichte aufhören zu sein, was sie jemals gewesen; sie muß sich in einen Vorgang verwandeln, den wir noch nicht bezeichnen können. Am Ausgang des letzten Saales stehen wir vor einer notwendigen Unmöglichkeit. Von Schritt zu Schritt, auf dem Wege durch diese Räume, verhüllt sich dichter und dichter Gottes Bild. Nun am Ausgang ist es verschwunden. Vielleicht, das ist die einzige Hoffnung dieser Jahre, würde es sich wieder zeigen, wenn die Menschen sich in Ehrfrucht frei machen würden von allem, was bisher Geschichte war." (WW p. 249f)

Es ist diese Ehrfurcht, die dem Schriftsteller gebietet darüber zu schweigen, was er in Wahrheit von der Stunde denkt. Was er zu sagen hat, würde die Menschen belasten und nicht von Nutzen sein. So bleiben ihm nur die Schulhefte, denen er seine Gedanken anvertraut, und die dunklen Kellerräume, in denen das Licht so abgechirmt ist, daß er gerade noch schreiben kann und in denen er sich "von Schatten beschützt" fühlt. Er bekennt, daß er immer in "einem gewissen Mißverhältnis zum Licht" gestanden hat, (ibid. p. 36) was sicher ein Ausdruck der Ehrfurcht vor der Geschichte, der Natur und dem Unfaßbaren ist, den der Menschen Geist nur ahnen nicht begreifen kann.

Als ihm die Frage vorgetragen wird, ob nicht die Botschaft Christi Grundlage für den Frieden der Welt sein könne, spricht aus seiner Antwort die gleiche Ehrfurcht, die Christus nicht zum "Ordner der Welt" zu machen wagt. "Er ist unsere tödliche Freiheit. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß diese Freiheit in eine Welt übergang, die von der intelligiblen Tat unserer

Jahre - von unser aller Sache - bis in ihre Substanz verändert worden ist." (WW p.18)

Aus der gleichen Ehrfurcht wächst auch seine Form der Frömmigkeit, die das Geheimnis wahrt, ohne sich ihm zu entziehen. Er vermag nicht zuzustimmen, wenn Theologen meinen, Probleme auflösen zu können, die nicht auflösbar sind. Das bedeutet für R. Schneider jedoch nicht Resignation, sondern "adventischer Glaube", der zwar dunkel ist, aber dennoch "den Himmel vielleicht aufbricht." (ibid. p. 50) Er hofft, daß einmal "eine Jugend heraufkommt, die mit dem Wissen von der Welt, der Wahrheit der Geschichte, den Glauben an das Wunder zu vereinen mag." (ibid.p.50)

Immer wieder kehrt er zwischen den Berichten über Besichtigungen, Besuchen, Theateraufführungen zu Reflexionen über den Sinn der Geschichte, über Gott und die Welt zurück. Wie zeigt sich Gott in dieser Welt, was vermag der Mensch, sind Fragen, die ihn nicht loslassen. So schreibt er, in einer Reflexion über Weihnachten und ein Bild der Pieta, das er von Hans Fronius bekommen hatte: "...an Weihnachten also die Pieta, die Vollendung der Menschwerdung, Gottes letzter Schritt in sein Geschöpf, in die Erdenmacht...Stunde um Stunde um Stunde, vielleicht aufgewühlt vom Eingang Gottes in die Kreatur, dem Ereignis der Nacht dessen Ungeheuerlichkeit der Mensch nicht mehr spürt...Es ist wahr: das Verhältnis zu Gott ist eine fundamentale Gegebenheit, Element der Person, feststellbar oder nicht: im Ja oder Nein Substanz, von der aus das Experiment des Daseins erst aufgenommen werden kann. ...Das Korn will Erdreich, in dem es sterben kann, um aufzuerstehen. Wenn der Mensch das ewige Leben weder ersehnt noch fürchtet - und dieser Zone sind wir sehr nah -, verdorrt das Korn für immer. Der Glaube an Auferstehung setzt den Wunsch

nach Auferstehung voraus - oder die Angst vor dem Nichts. Aber weder dieser Wunsch noch die Angst verstehen sich von selbst; in der Definition des Menschlichen, soweit sie überhaupt möglich ist, sind sie nicht eingeschlossen. Menschentum kann sich darstellen, formen, ohne von der Frage nach Unsterblichkeit beunruhigt zu werden: hier ist die Grenze der Verkündigung, der Mission, des Worts, des Christentums. Es ist nicht das Wort an alle, sondern an die Erwählten unter allen." (WW p.69)

Sätze wie diese mögen für viele seiner alten Freunde Unverständlichkeit und Staunen ausgelöst haben. Sie sind vielleicht nicht fromm, aber sie zeugen von R. Schneiders Ehrfurcht vor der Wahrheit, von seiner Wahrhaftigkeit, die er zu leben versucht. Glaube ist Gnade. Und in dieser Zeit, in der "die Frage nach dem Wert des Daseins... die Axt an die Wurzeln" legt, in der die Antwort auch verneinend ausfallen kann und damit alles zusammenstürzen läßt, ist ihm bewußt, daß "ohne Lebensbejahung keine Religion" möglich ist, daß das "Ja zum Leben... vielleicht die eigentliche Gnade, die Kanzel der Verkündigung" ist. Denn "wenn ich das Leben nicht will, nicht mehr wollen kann, so vermag auch Gott nichts über mich; denn Gott ist das Sein, und dieses "Nicht mehr" entrückt seinem Bereich. ... es ist der Zweifel ohne Grenzen, der Zweifel noch der Toten... Hier ist die Kirche am Ende, mir nur allzu nah... Aber sie (die Kirche) stirbt fort, sie lebt fort - letztlich ist es die Gnade, die uns in die Nacht oder in den Tag beruft. Eine große Gnade ist die Nacht." (ibid. p.73)

Dieser letzte Satz mag vielleicht ein Hinweis sein, wie wir das anscheinend erstaunlich Andere in den Heften seiner letzten Aufzeichnungen zu lesen haben. Sie sprechen die Sprache der Nacht der Gnade, wie sie sie auch die Mystiker erfahren haben. Sie

sind die Sprache eines Job oder eines Jeremias, eines Elija und vieler Psalmen: Fragen und Klagen ins sich entziehende Antlitz Gottes hineingerufen. Es sind aber auch Fragen und Klagen, die in Treue warten auf die Antwort, die kein Mensch zu geben vermag. Denn was der Mensch sieht in Natur und Geschichte, kann Gott ebenso nahebringen wie in die Ferne rücken. Das Farbenspiel der fallenden Flügel des von einem Vogel im Flug erjagten Schmetterlings ist "ein Blitz aus den Händen des Vaters, an die Welt verschenkt" genauso wie der grünschimmernde Käfer, der, wie es scheint, zur Zerstörung der Rose geschaffen worden ist. "Und das Antlitz des Vaters? Das ist ganz unfaßbar," (p.131) ist das Fazit, das R. Schneider aus dem Geschauten zieht: Nichtzweifeln können im Nichtverstehen und Nichtmehrsehen. Oder wie er einige Seiten vorher, an einen Besuch sich erinnernd, während dem ihm gesagt wurde: "...zur Liebe...gehört die Untreue wie die Unbeweisbarkeit zu Gott," wozu er kommentiert: "Und ob ich auch die erste Sentenz bestreiten könnte, gegen die zweite wüßte ich nichts zu sagen: niemand glaubt an Gott, weil er 'bewiesen' wurde, sondern weil Gottes Sein sich in ihm ereignet hat, weil Gottes Sehen an ihm, in ihm geschah, weil Gott sein Auge auf ihn richtete. Gott ist der unbeweisbar Wirkende, der anschaut, den er will." (p.124) Er selbst spürt, daß er "ohne es zu wollen, aber auch ohne zu widerstehen, ...dem Fischer durch die Maschen" gleitet (p.123), ein Satz, der R. Schneiders innere Unsicherheit in diesen Monaten ausdrückt.

Nach einem Gespräch mit Carl Zuckmayer, in dem dieser auch mit Hinneigung von der Kirche sprach, reflektiert R. Schneider über sein Kirchenverhältnis. Er schreibt: "Ich komme seit einigen Jahren in solchen Fällen in eine schwierige Situation. Fest überzeugt von der göttlichen Stiftung und ihrer bis zum Ende der

Geschichte währenden Dauer, ziehe ich mich doch am liebsten in die Krypta zurück; ich höre den fernen Gesang. Ich weiß, daß Er auferstanden ist; aber meine Lebenskraft ist so sehr gesunken, daß sie über das Grab nicht hinausgreifen, sich über den Tod hinweg nicht zu sehnen und zu fürchten vermag. Ich kann mir einen Gott nicht denken, der so unbarmherzig wäre, einen todmüden Schläfer unter seinen Füßen, einen Kranken, der endlich eingeschlafen ist, aufzuwecken. Kein Arzt, keine Pflegerin würde das tun, wieviel weniger Er!" (WW p.79)

Die Spannung von Ruhe und Leben, Ruhe als Sein beim Herrn, Leben als "weitermachen", Selberleben, formuliert er noch einmal in den Sätzen: "Warum sollte es nicht erlaubt sein, IN der Kirche zu beten um die ewige Ruhe? Sie verheißt sie doch. Aber Ruhe ist nicht Leben; denn Leben wendet sich immer gegen sich selbst. Es ist doch gar nicht möglich, in EINEM Atemzug um die ewige Ruhe und das ewige Leben zu bitten. Gilt aber die zweite Bitte nicht, so gelangt die Brücke nicht ans andere Ufer -und alle Wagen stürzen ab" (p.129) Sehnsucht nach Leben und Sehnsucht nach Ruhe stehen zueinander wie die Erfahrung R. Schneiders von Glaube und Zweifel. "Meine eigene religiöse Verfassung: der Orchidee ist es zu dunkel auf dem Boden des Urwalds; sie erklettert die Stämme und erreicht die Kronen; hier lebt sie aus dünnen Humusschichten in Gemeinschaft mit einem Pilz, der die erreichbaren Nährstoffe assimiliert und überträgt und die Besamung ermöglicht; er ernährt die Orchidee und saugt sie aus und wird endlich von ihr verdaut. Der Zweifel ernährt den Glauben; der Glaube den Zweifel." (p.241f)

Beten heißt für R. Schneider, nur noch beten aus Not um die Welt, nicht für sich selbst. Er begehrt für sich nur noch eines, nämlich "nicht zu begehren und ...wünscht nur noch, nichts zu

wünschen:das gelte auch für die Unsterblichkeit in jeder Bedeutung." (p.258) Von seinem täglichen Gang in die Kirche und seinem Gebet dort schreibt er: "Ich kann sehr wohl beten für andere, die Priester, Forscher, Staatsmänner, die Völker, die Kreatur, die Erde; für die Kranken zuerst, wie es sich versteht, und für die Toten; das ist die stille Bestätigung eines rätselvollen Zusammenhangs. Ich habe ein tiefes Bedürfnis danach; es ist das, was mich hält, was mich morgens in die Kirche ruft; für mich kann ich nicht beten; und des Vaters Antlitz hat sich ganz verdunkelt; es ist die schreckliche Maske des Zerschmeißenden, des Keltertreters; ich kann eigentlich nicht 'Vater' sagen."

(p. 119) "Zu beten nur noch aus der Not um die Welt ist bereits die letzte Form der Frömmigkeit." (p. 190)

Auch die Frage, was zu tun sei, um das "ewige Leben" zu empfangen, ist "dem nur faßbar, der diese Frage stellt.... Die gesamte christliche Kultur mit allen Ausstrahlungen wird von dem Ernst dieser Frage getragen. ... Ist sie aber nun dem Menschen wesentlich? ... Das Bild des Menschen und das Verlangen nach ewigem Leben lassen sich ebensowohl voneinander trennen wie der Mensch und der Glaube an ewigen Tod oder das Verlangen nach Verlöschen.... Kann der nur Gott lieben aus ganzer Seele, der das ewige Leben will: Liebt er Gott um dieses Lebens willen? Kann nur der den Nächsten lieben wie sich selbst, der Gott liebt? - Ist nicht Existenz möglich, die diese Beziehungen nicht zu leisten vermag, wenigstens nicht zugleich, die Gott liebt, aber das Leben nicht sucht, die den Nächsten liebt, aber vielleicht nicht Gott und nicht das Leben?" (WW p.99f)

Trotz des in den Worten klingenden Widerspruchs zu dem, was gelehrt wird, ist R. Schneider erfüllt von einem tiefen Vertrauen zu diesem Gott, der ihm so fremd geworden ist. Er weiß aber

auch, daß er mit solchen Worten die Menschen enttäuschen und verletzen wird, die "noch ein wenig von mir hielten oder Trost suchten".(p.100) Aber diese Gedanken sind für ihn nicht Theologie. "Die Theologie kann solche Probleme auflösen, vernichten, nicht aber den Lebensgehalt, die Daseinserfahrung." (ibid.) Es ist für ihn eine Frage der Wahrhaftigkeit und nicht die einer Theorie.

Zwischen Krankheit, die die ohnehin schon schwachen Kräfte weiter schwinden läßt, und der Macht der Geschichte, die Wien verkörpert, steht der aufgewühlte Besucher der Kaiserstadt vor letzten Fragen und Aussagen, in denen sich zusammendrängt, was den modernen Menschen in seiner Denk- und Glaubensnot aus der Wahrhaftigkeit zum Äußersten, zum denkbar Absurden herausfordert. Er versucht selbst eine erklärende Antwort für das zu finden, was er erlebt. "Beten über den Glauben hinaus, gegen den Glauben des schlechten Gewissens zur Kirche - wider sich selbst und wider eigenes Wissen - : solange dieses Muß empfunden wird, ist Gnade da; es gibt einen Unglauben, der in der Gnadenordnung steht. Es ist der Eingang in Jesu Christi kosmische und geschichtliche Verlassenheit vielleicht sogar ein Teil an ihr: der Ort vor dem Unüberwindlichen in der unüberwindlichen Nacht. Ist diese Erfahrung aus der Verzweiflung an Kosmos und Geschichte, die Verzweiflung vor dem Kreuz, das Christentum heute? ... Und dieses Muß, dieses dunkle, ohne Furcht vor dem Tod, eine Art 'kleiner Passion', könnte noch eine Verheißung sein: numen adest. Und als ob er die Ungeheuerlichkeit seiner Gedanken entschuldigen wollte, fügte er in Klammern hinzu: "Ich habe nur Fragen, eine Ahnung des Leidens, des herrscherlichen, das alle Dimensionen übersteigt." (WW p.261)

R. Schneider ist in diesen Wintermonaten müde geworden. "Ich

bin nicht lebensmüde,"schreibt er an einem der Föhntage in sein Heft, "aber es reicht; ich stelle keine Ansprüche mehr; ich habe genug gesehen für mein Billett. Ich bekomme ein schlechtes Gewissen: so viel habe ich ja gar nicht bezahlt. Auch braucht man das Stück nicht abzusetzen; ich gehe gerne in die Pause."
(WW p.214)

"Winter in Wien" ist Reinhold Schneiders letztes und reifstes Werk, gereift am unerbittlichen Willen zur Wahrhaftigkeit. "Es ist das Dokument eines aus innerster Redlichkeit bezeugten Glaubensentzugs, der Fragmentierung eines Glaubens, der die Hoffnung verliert, ohne aufzuhören, Glaube zu sein."(E.Biser, p.153)

Die Einsichten, die R. Schneider in seinen letzten Lebensstunden hier aufzeichnet, beziehen sich zweifellos auch auf Fragen der Ästhetik und der Interpretation von Werken der Literatur und der Kunst. Doch "dienen ihr die künstlerischen Zeugnisse, wie vor allem im Fall der wiederholten Bezugnahmen auf... Hieronymus Bosch, vielfach nur als Metaphern für das Verständnis von Welt und Zeit, so daß kein Zweifel daran bestehen kann, daß sie mit ihrer eigentlichen Stoßrichtung auf die Frage nach dem Sinn des Daseins und insbesondere der Geschichte zielt. Wenn Reinhold Schneider an einer Stelle aber davon spricht, daß sich in den Tiefen des Ich zugleich der Zugang zur Welt und Geschichte eröffne (WW p.244) gibt er zu verstehen, daß ihm auch diese zuletzt nur als die gigantische Kulisse gelten, vor der das Ich die ihm auferlegte Rolle zu spielen hat." (E.Biser, p.152)

Diese Aussage deckt sich mit dem, was R. Schneider vom Sinn des Daseins des Menschen sagt, daß er nämlich mitspielender Zuschauer sei in der Geschichte der Menschheit vor einem sich ihm entziehenden Gott.

Eine ausgewählte Bibliographie

A) Reinhold Schneider: Gesammelte Werke: Insel Verlag,
Frankfurt 1977

Band 6: Dem lebendigen Geist
Soll Dichtung das Leben bessern?
(zit.:SDL p.)

Band 8: Schwert und Friede - Essays
Der Dichter vor der heraufziehenden
Zeit (zit.:DZ p.)

Band 9: Das Unzerstörbare. Religiöse
Schriften
Christliche Dichtung (zit.:CD p.)
Der Bildungsauftrag des christlichen
Dichters (zit.:BD p.)

Winter in Wien; Herder Freiburg 1958
(zit.: WW p.)

B) Cordula Koepcke: Reinhold Schneider - Eine Biographie
Echter Verlag Würzburg; 1993
(zit.:CK p.)

Eugen Biser: Versöhnter Abschied; in: Widerruf oder Voll-
endung: R.Schneiders "Winter in Wien"
in der Diskussion;
Herder Freiburg 1981 (zit.:E.Biser p.)

Klaus Hemmerle: Die Frömmigkeit des "Winter in Wien"
ibid.

